

Das weisse Zimmer.

Roman von Bertha Sime.

(6. Fortsetzung.)

„Ich habe höchstens zehn Worte mit ihr gesprochen,“ sagte Bocoros, kampfhaft die Hände umeinander-drehend. „Sie wissen, wie menschen-scheu ich bin. Ihr Fräulein Braut, Fräulein Gerda Baldwin, stellte mich Fräulein Mason vor. Wir sprachen aber nicht viel miteinander. Ihr Fräulein Braut mag den Namen Feller erwähnt haben — aber ich bin vergeblich. Wieder fuhr sich Bocoros durchs Haar. „Ich bin förmlich zerstreut.“

„Ja, ja,“ sagte Tracey in befän-nigendem Tone, als er sah, wie er-regt der Professor war. „Legen Sie sich jetzt lieber ein wenig nieder. Das beruhigt die Nerven. Wie sind Sie denn mit dieser Cousine ver-wandt?“

Bocoros setzte sich wieder und nahm sich zusammen. „Meines Vaters Schwester heiratete einen Mann namens Calvert und —“

„Calvert! So heißt ja der junge Mann, mit dem ich Fräulein Ma-son verheiratet will.“

„So? Der Professor machte ein sehr erstaunliches Gesicht. „Dobon weiß ich nichts. Flora erzählte mir, der Bruder ihres Vaters habe einen Sohn, namens Arnold.“

„Arnold heißt der junge Mann! Er ist Schauspieler. Sie müssen doch von Arnold Calvert gehört ha-ben.“

„Als Schauspieler nicht!“

„Nun, ein berühmter ist er auch nicht. Gegenwärtig spielt er im Victoria-Theater in dem neuen Stiid.“

Bocoros erhob abwehrend die Hand. „Wir haben doch viel wick-igeres zu besprechen, Herr Tracey!“

„Um, es ist eigentlich sonderbar, daß Calvert ein Cousin der Frau ist, die in dem Hause Fellers, — also Fräulein Masons Schwäger — ermordet wurde. Kennen Sie Cal-vert?“

„Ich habe ihn nie gesehen. Ich kam vor ungefähr sechs Jahren nach England — sehr arm, wie ich es heute noch bin. Mein Vater hatte mir von seiner Schwester erzählt, die einen Mann, namens Calvert, ge-heiratet. Ich wußte keine Adresse. Meine Tante war gestorben und meine Cousine stand im Begriff, das Haus, in welchem sie so lange ge-wohnt, zu verlassen. Sie besah ein kleines Vermögen und erzählte mir, sie wolle sich verheiraten.“

„Mit einem Herrn Brand?“

„Ja. Ihren Gatten habe ich nie gesehen. Flora sprach auch von un-feren anderen Verwandten. Ich ha-be sie nie wieder gesehen. Aber sie schrieb mir von der Blumenstraße aus, sie habe sich bei ihrem neuen Mann auf mich berufen und ich möch-te Herrn Webb doch schreiben, daß sie eine adäquate Frau ist.“

„Nun?“ fragte Tracey, als der Professor schwieg.

„Das tat ich auch. Einen Monat später erhielt ich von einem Rechts-anwalt einen Brief, in welchem die-fer mitteilte, Frau Brand habe sehr viel Geld geerbt und beab-sichtige, mir vom nächsten Jahr an eine bestimmte Rente auszusprechen.“

„So erliden Sie also durch ihren Tod Nachteil?“

Bocoros sprang mit wild funteln- den Augen in die Höhe. „Das ist es ja eben!“ rief er. „Ich weiß nicht, ob ich durch ihren Tod Nach-teil erleide.“

„Wie meinen Sie das?“ warf Tracey verwundert ein.

„Als ich den Brief des Rechts-anwalts erhielt, fuhr der Grieche fort, schrieb ich an Flora und bedankte mich bei ihr. Sie schrieb zurück, ich möchte sie besuchen. Ich tat es —“

„Manu!“ unterbrach ihn der Ame-ricaner. „Sie sagen doch soeben, Sie hätten sie nie wieder gesehen.“

„Ich meinte nach meinem ersten Besuch. Inzwischen waren vier oder fünf Jahre vergangen. Ich kann mir Daten so schlecht merken, aber ich habe Flora jahrelang nicht gesehen, in ganzen nur zweimal. Das erste-mal, als ich nach England kam, das zweite-mal kurz vor ihrem Tode, als ich sie in der Blumenstraße besuchte. Sie empfing mich sehr freundlich und beehrte mich mit einer Rente ausgelegt und ein Testament zu meinen Gunsten gemacht habe.“

Tracey starrte nachdenklich zu Bo-den. Hier war ein Motiv für den Mord, wenn man in Betracht zog, wie arm Bocoros war.

„Um wieviel handelte es sich denn?“

„Um ein Vermögen von fünf Mil-lionen!“

nen und befände mich in so dürftigen Verhältnissen! Wenn mich nun die Polizei beargwöhnt — als Floras Mörder?“

„Da müßte doch erst bewiesen werden, daß Sie in dem Hause wa-ren,“ sagte der Amerikaner, der sich seines leisen Verdachts jetzt schämte. „Machen Sie sich keine Sorgen, lie-ber Professor. Es wird alles gut werden.“

„Ich hätte Flora um keinen Preis der Welt auch nur ein Haar ge-trümmert,“ rief der Professor schmerz-lich. „Ich bin nicht viel mit ihr zu-sammen gewesen, aber ich hatte sie auf den ersten Blick gegn. Sie war ein so sanftes, kleines liebes Geschöpf. Und so vornehm in jeder Bezie-hung.“

„Woher hat sie denn das viele Geld?“

„Sie hat es von einem reichen Verwandten geerbt, der in Austral-ien lebte. Bei meinem ersten Be-such erzählte sie mir von ihm und sprach die Möglichkeit aus, ihn dereinst zu beerben. In diesem Fall — das verpackte sie mir sofort — wolle sie mir ordentlich helfen. Als sie, das Geld wirklich erbe, dachte sie folgend an ihr Versprechen be-züglich der Rente. Aber nicht allein das, sie hatte auch ihr Testament zu meinen Gunsten gemacht. Ich hat-te, es nicht zu tun, da ich schon mit der Rente mehr als zufrieden sei. Aber sie sagte mir, sie tue, was sie wolle.“

„Warum mag sie ihr Vermögen nicht ihrem Gatten hinterlassen ha-ben?“

„Das weiß ich nicht. Sie sprach fast gar nicht von ihm. Ihr ganzes Wesen und auch ihr Aussehen deuteten darauf hin, daß sie nicht glücklich war.“

„Nun,“ meinte Tracey, indem er sich erhob, „wenn der Gatte wieder auf-taucht, wird er das Testament schon anfechten. Ich glaube aber kaum, daß er wieder auftaucht.“

„Warum nicht? Er wird doch ein solches Findenvermögen nicht so leicht aufgeben?“

„Derrid glaubt, Frau Brand sei von ihrem Gatten ermordet wor-den.“

Bocoros prallte erschrocken zurück. „Um Gotteswillen! Entsetzlich! Ent-setzlich!“

„Das beste ist, Sie gehen sofort zum Rechtsanwalt Merrv. Er wird Ihnen sagen, wie Sie sich verhalten sollen.“

Bocoros war damit einverstanden.

9. Kapitel.

Das Bureau des Rechtsanwaltes Merrv lag in der Wiltonstraße im Parkterre eines alten Hauses. Der Rechtsanwalt beschäftigte drei Schreiber; außerdem war sein Sohn bei ihm tätig, der später einmal die Praxis übernehmen sollte. Merrv hatte einen sehr guten Namen, da er verschiedene schwierige Prozesse glän-zend gewonnen.

Der Rechtsanwalt war ein stämmiger Herr, dem man seinen Beruf nicht anah. Man hätte ihn eher für einen Outfitter oder etwas ähn-liches gehalten. Nichts ernstes und nichts Würdevolles war in seinem Wesen; er war stets lustig und guter Dinge und machte einen so sorglosen Eindruck, daß mancher Klient, der ihn nicht kannte, an sei-ner Tüchtigkeit zweifelte, bis er gründlich von seinen Zweifeln kuriert war.

Herr Merrv saß allein in seinem Privatkontor, vor dessen Fenstern sich eine graue Mauer erhob. Das Zimmer war mit einer Menge schmaler Kästen angefüllt. Vor ihm auf dem Schreibtisch lag ein Stoß Briefe, die er beantwortet mußte. Vorläufig las er aber den Anzeiger vom gestrigen Tage, den sein Sohn ihm gebracht hatte. Es war der Bericht, der die Entdeckung des weissen Zimmers in Hampstead und der Identität Floras Brands mit der in der Villa Ujag ermordeten Frau schilderte. Nachdem Merrv die-sen Bericht gelesen, ließ er seinen Sohn zu sich kommen.

„Komm, setze dich und schließe die Tür,“ sagte der Vater. „Ich möchte über diesen Fall mit dir spre-chen.“

Merrv junior war ein junger, kräftiger Mann von einundzwanzig Jahren und sah ebenso heiter und vergnügt aus wie sein Vater. Er besah ein Paar schwarze, grauer Au-gen, die den Leuten auf den Grund der Seele zu dringen schienen. Ob-gleich noch sehr jung, war er doch ungewöhnlich scharfsinnig, weshalb sein Vater ihn in manchen Fällen zu Rate zog.

„Ich begreife nicht, warum Du mit dem Artikel nicht schon gestern zeig-est,“ begann Merrv junior. „Herr Merrv, das habe ich erst heute gelesen.“

„Ich abonniere ja den Anzeiger nicht, sondern fand ihn gestern Abend in der Untergrundbahn und steckte ihn ein. Heute Morgen erst schaute ich hinein, da fiel mein Blick auf die-sen Artikel. Ich wollte dir das Blatt gleich geben, aber Du warst schon fort.“

„In den anderen Zeitungen steht

nichts von der Entdeckung Der-rids.“

„Nein. Es ist doch sonderbar, daß durch die Negligenz der beiden weissen Zimmer die Identität dieser Frau festgestellt wurde.“

„Du meinst, ein Verstum sei aus-geschlossen?“

„Inspektor Derrid erkannte sofort in dem Bild der Frau Brand die Ermordete. Und es ist höchst merkwürdig, daß unsere an Frau Brand geschriebenen Briefe nicht gefun-den wurden. In diesem Falle wäre Derrid doch sofort zu uns gekom-men.“

„Vielleicht hat er noch keine Zeit dazu gehabt.“

„Ja, bei so etwas pflegt die Poli-zei eine Zeit zu verlieren. Ich möch-te nur wissen, wer Frau Brand ermordet hat.“

„Ich habe die Zeitungsberichte nicht so genau gelesen. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß es sich um Frau Brand handelte,“ sagte Herr Merrv, „dann wäre ich an die Def-fensivität getreten.“

„Dasu ist jetzt auch noch Zeit,“ gab sein Sohn zurück. „Wir sind ihre Testamentsvollstrecker. Ich bin überzeugt, der Erbe der Frau Brand würde gern eine hohe Belohnung für die Entdeckung des Mörders zah-len.“

„Eigentlich. Ich muß die Sache gleich in die Hand nehmen. Sonder-bar, daß Frau Brand ihr Vermögen nicht ihrem Gatten hinterlassen hat.“

„Ich glaube, sie lebte nicht glück-lich mit ihm,“ meinte der junge Mann. „Er war ja immer auf Rei-sen —“

„Nun ja, als Handlungsreisende.“

„Nein, Vater,“ unterbrach ihn sein Sohn lebhaft, „ich glaube nicht, daß es das war! Frau Brand sah nicht aus, wie Frau eines Handlungsreisenden! Hoff Du übr-igens Herrn Brand niemals gese-hen?“

„Nein,“ antwortete der Rechtsan-walt. „Hoff Du ihn mal gesehen?“

„Nein. Ich habe ihn nie zu sich heim geholt, obgleich Du mich zweimal zu Frau Brand schicktest. Ich erinnere mich auch des weissen Zimmers. Und ich begreife jetzt nicht, daß ich damals, als ich die Berichte über den Mord las, nicht gleich an das weisse Zimmer der Frau Brand gedacht habe. Uebrigens, Vater, wie wurde Frau Brand eigentlich un-ser Klientin?“

Merrv sen. erhob sich, trat an das Fenster und sah sich die graue Mauer an, die nicht gerade einen schönen Anblick bot.

„Ein Verwandter von ihr, Ar-thur Brand in Australien, unter-brachte Frau Brands Mutter durch Geldsendungen. Als die Mutter starb erhielt die Tochter diese Geld-sendungen weiter. Es ist mir immer wunderbar vorgekommen, daß Frau Brand einen Mann heiratete, der ebenso stief wie ihr Vermögen-der.“

„Zusatz, Vater, weiter nichts. Brand ist doch kein seltener Name! Also Arthur Brand starb und hinter-ließ sein Vermögen dieser Frau?“

„Ja, vor einigen Monaten. Ich schrieb ihr und bot um ihren Be-rath. Als sie von dem Glücksfall hörte, fiel sie beinahe in Ohnmacht. Ich sagte ihr, sie möchte doch mit ihrem Gatten zu mir kommen, um die Angelegenheit nach jeder Hinsicht geordnet zu regeln. Aber ihr Gatte war vor einem Monat nach Austral-ien gereist, um Arthur Brand auf-zuzuholen. Frau Brand schien zu glauben, ihr Mann sei vielleicht eben-falls mit Arthur Brand verwan-der, und er wollte Gewissheit darüber ha-ben.“

„Sie hat noch einen anderen Cou-sin?“

„Ja, Arnold Calvert. Er ist Schauspieler. Ich muß ihm sofort schreiben.“

„Woju? Hat er etwas mit dem Testament zu tun?“

Der Rechtsanwalt wollte eben et-was antworten, als einer der Schrei-ber eine Karte hereinbrachte. „Pro-fessor Bocoros,“ las Merrv junior und lächelte. „H! Ein Vetter der Frau Brand. Er kommt wegen des Testaments. Du kannst jetzt gehen, Herbert. Und bitte, schreibe Herrn Arnold Calvert eine Höflichkeit, er möge zu mir kommen.“

Herbert nickte und ging. Als er das Zimmer verließ, trat der Profes-sor ein. Der junge Merrv blies forschend auf die knochige, dicke Ge-sicht und das düstere Gesicht mit den glühenden Augen. „Verr,“ machte er, es sei allein war, „in die Hände die-ses Griechen möchte ich nicht geben sein.“

Der Rechtsanwalt begrüßte Bocoros mit einem freundlichen Hän-de-druck und bot ihm einen Stuhl an. „Schönes Wetter heute,“ begann er. „Herr Merrv, das Sie gekommen sind,“ rief der Professor. „Ihre Cousine — diese arme, unglückliche Frau — sprach mir von Ihnen.“

„Ist sie das?“ fragte der Grie-che nach. „Das wundert mich eigen-lich, da wir einander so selten sa-hen. Ihr Aussehen, arme, unglück-liche Frau! Ich mich vermuten, daß Sie von der Polizei informiert

„Ich habe die Nachricht, daß es sich bei dem Mord in der Villa Ujag um Frau Brand handelt, aus dem Anzeiger“ ersehen. Woher haben Sie denn die Neuigkeit?“

„Ich erfuhr sie auch durch den Anzeiger,“ den mir ein Freund brachte.“

Merrv sah den Griechen scharf an. „Wußte denn dieser Freund, daß Sie Frau Brands Cousin sind?“

„Nein. Ich bekomme den Anzei-ger“ täglich von meiner Wirtin gelie-fer. Ich habe ein kleines Häuschen von ihr abgemietet.“

„Wo liegt das?“

„In der Uhlenstraße des neuer-bauten Vorortes Troja.“

„H! Entsetz! es Merrv. „Sie wohnen in demselben Vorort?“

„Ja, und zwar ganz in der Nähe der Villa, in der die arme Flora er-lemordet wurde!“

„Merkwürdig — sehr merkwür-dig,“ murmelte der Rechtsanwalt.

„Ja, das ist so merkwürdig, daß ich zu Ihnen komme, um Sie zu fragen, was ich tun soll,“ sagte der Professor erregt. „Sie glauben mir doch, Herr Rechtsanwalt, wenn ich Ihnen versichere, daß ich mit dem Mord nichts zu tun habe? Alles, was ich darüber weiß, erfuhr ich durch die Zeitung und durch Herrn Tracey.“

„Der ist das?“

„Der Herr, dessen Automobil in der Mordnacht gestohlen wurde —“

„Ich erinnere mich,“ unterbrach ihn Merrv. „Als durch Herrn Tracey hörten Sie von dem Verbre-chen?“

„Teils durch ihn, teils durch die Zeitung. Aber ich hatte keine Ah-nung, daß meine Cousine die Ermor-dete sei, bis ich den gestrigen Anzei-ger“ gelesen. Und nun komme ich zu Ihnen.“

„Und warum?“ fragte Merrv läch-lend.

„Sie können noch fragen? Sie schreiben mir doch feinerseit, Frau Brand beschichtigte mich eine jährliche Rente auszusprechen?“

„Ja freilich, das äußerte sie da-mals, aber sie hat sich die Sache an-ders überlegt.“

„Ich weiß,“ sagte Bocoros, dem das Wesen des Rechtsanwalts son-derbar vorkam. „Flora schrieb mir und bat um meinen Besuch. Ich ging sofort zu ihr und sie sagte mir, sie wolle dafür sorgen, daß ich keine Not mehr zu leiden brauche, sie habe ihr Testament zu meinen Gunsten ge-macht.“

Merrv sah den Griechen plötzlich an, als wolle er ihm auf den Grund der Seele bringen. „Frau Brand hat ungefähr acht Tage vor ihrem Tode ein Testament zu Ihren Gunsten auf-gesetzt, aber —“

„Aber?“ fragte Bocoros mit be-sonderer Stimme, als der Rechtsan-walt schwieg.

„Aber Sie erben nichts von ihr!“ verlegte der Rechtsanwalt in sonf-terem Tone.

Bocoros lehnte sich in seinen Stuhl zurück und wurde abwech-selnd blaß und rot. „Ich — ich —“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Frau Brand kam zu mir und brachte mir ein Testament, in welchem Sie um Univerfalien einge-setzt wurden. Sie hätten in diesem Fall 5 Millionen Mark geerbt.“

„Und dann?“ stammelte Boco-ros.

„Dann änderte sie ihre Absicht, wie sie es schon mit der jährlichen Rente getan. Sie kam zu mir, vernichtete das Testament und machte ein neues zugunsten Arnolds Calverts. Kennen Sie den Herrn?“

„Arnold Calvert?“ rief der Pro-fessor, sich erhebend. „Der Schau-spieler?“

„Ganz recht. Ich kenne ihn nicht persönlich, aber ich höre, er solle ein sehr netter Mensch sein. Wenn er erschäuft, wie bitter Sie gestäußt wor-den sind, wird er Sie sicher entschä-digen.“

Bocoros sah ganz regungslos, ob-gleich seine ganzen Hoffnungen so jämmerlich Schiffbruch gelitten. Merrv hatte errietet, er als Auslän-der werde einen Mutanfall bekom-men. Aber nichts dergleichen geschah. Das Gesicht des Griechen war marmorbleich und seine Brust hob und senkte sich mühsam unter schweren Atemzügen. Dann lächelte er und holte tief Atem. „So, also Sie hat mir nichts hinterlassen,“ sagte er. „Das freut mich!“

„Das freut Sie?“ wiederholte Merrv.

„Ja. Ich fürchtete, die Polizei würde Verdacht gegen mich hegen, wenn Sie, daß ich durch Floras Tod Nutzen ziehe. Da ich nichts erbe, habe ich auch kein Motiv zu dem Mord.“

„Das ist allerdings wahr,“ stimmte Merrv verwundert zu. „Aber ich begreife nicht, wie die Polizei über-haupt dazu kommen sollte, Sie zu beargwöhnen. Sie wohnen freilich ganz in der Nähe des Tatortes, aber Sie können doch zweifellos Ihr Alibi während jener Nacht nachwei-sen.“

„Nein,“ erwiderte Bocoros zö-gernd, „das kann ich leider nicht! Ich lebe sehr einsam und bin an dem betreffenden Tage von fünf Uhr an mit keinem Menschen zusammenkom-men.“

Bocoros seufzte tief auf.

„In das Dunkel, das über dem Nord liegt, können auch Sie kein Licht bringen?“ fragte Merrv.

„Nein, aber ich hoffe, das Herr Calvert als Frau Brands Univerfalie-re die Angelegenheit in die Hand nehmen und den Mörder verfolgen lassen wird. Da ich der Meinung war, der Erbe meiner Cousine zu sein, wollte ich zu diesem Zweck bereits Schritte unternehmen.“

„Was haben Sie getan?“ fragte Merrv.

„Ehe ich zu Ihnen kam, war ich bei einem Privatdetektiv, dessen Anfe-rate ich einmal in der Zeitung ge-lesen hatte.“

„H, wirklich?“ rief Merrv ito-nisch. „Und was erzählten Sie dem Detektiv?“

„Ich erzählte Jofcher — so heißt er nämlich — alle den Mord beglei-tenden Umstände und beauftragte ihn, die Sache zu verfolgen. Ich sagte ihm auch, er möchte zu Ihnen gehen.“

Merrv schüttelte den Kopf. „Das wäre alles ganz gut, Herr Professor, wenn Sie der Erde wären. Aber wie die Dinge jetzt liegen, weiß ich nicht, ob Sie auch begahen kö-nen.“

„Nein,“ antwortete Bocoros in schmerzlichem Tone, „das kann ich leider nicht. Aber ich meine, Calvert sollte diesem Manne die Verfolgung übertragen.“

„Wir werden uns schon selber je-manden aussuchen, der diese Sache in die Hand nimmt!“ rief Merrv plötz-lich brüt.

„Nun, so werde ich die Sache selbst in die Hand nehmen,“ erklärte der Grieche und nahm seinen Hut. „Ich bin fest entschlossen, das Dunkel zu lüften. Calvert —“

„Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Herrn Calvert die nötigen Rat-schläge gebe,“ lenkte Merrv ein und erhob sich. „Er erbt ein ungeheures Vermögen und er wird den Mörder sicherlich entdecken, wenn es über-haupt möglich ist.“

„Es ist möglich!“ rief Bocoros in entschiedenem Tone. „Meine arme Cousine muß doch einen Grund ge-habt haben, in dieses Haus zu ge-hen! Ich kenne weder Herrn Fel-ler noch Herrn Brand. Aber einer dieser beiden ist sicherlich ihr Mör-der!“

„Warum glauben Sie das?“ fragte Merrv rasch.

„Es ist nicht meine, sondern Ja-chers Ansicht, die er äußerte, nach-dem ich ihm den Fall erzählt.“

Merrv überlegte ein Weilchen, dann sagte er: „Scheiden Sie diesen Jofcher zu mir. Wenn der Mann brauchbar und Herr Calvert einver-standen ist, soll er die Verfolgung des Mörders aufnehmen. Ich werde auch an Inspektor Derrid schreiben. Uebrigens, wissen Sie vielleicht, einen Umständen aus dem Leben Ihrer Cou-sine, der uns einen Fingerzeig be-züglich des Motivs zu dem Mord ge-ben könnte?“

„Nein. Meine Cousine war eine herzengute, hochanständige Frau. Ueber ihr Leben weiß ich nichts Nä-heres. Aber ihr Tod muß gerächt, der Mörder muß gefunden werden! Ich bin ein armer Mann Herr Rechtsanwalt, aber ich werde alles hingeben, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen!“

„Wenn die Wahrheit durch Geld zu erforchen ist, so dürfen Sie sich be-sorgen, daß der Tod Ihrer Cousine gerächt wird.“ verlegte der Rechtsanwalt, indem er der Pro-fessor bis zur Tür begleitete. „Ich werde nicht verfehlen, mit Herrn Calvert über Ihre Lage zu spre-chen.“

„Nein, tun Sie das bitte nicht!“ erwiderte Bocoros stolz. „Herr Calvert ist mir gänzlich fremd und von einem Fremden nehme ich kein Geld an. Die einzige Bitte, die ich an ihn habe, ist, diesen Jofcher mit der Verfolgung des Falles zu betrauen, da ich ihm doch nun einmal unter falschen Voraussetzungen den Auftrag gegeben.“

„Ist dieser Jofcher ein kluger Mann?“

„Meiner Ansicht nach ja.“

„Er scheint sich aber doch zu sehr auf Vermutungen zu stützen, sonst hätte er weder Herrn Feller, der doch ein Alibi nachgewiesen hat, noch Herrn Brand, der sich in Australien aufhält, verächtigt.“

„Wenn Sie einsehen, daß er nicht tüchtig und geschickt ist, können Sie ja einen anderen Detektiv nehmen. Hier ist meine Adresse.“ Er gab Merrv seine Visitenkarte. „Wielicht sagen Sie Herrn Calvert, er möchte gelegentlich bei mir vorbeikommen. Er kommt oft in meine Nähe, da er mit Frau Fellers Schwester verlobt ist.“

Der Rechtsanwalt machte ein be-troffenes Gesicht, als er diese Mit-teilung vernahm.

10. Kapitel.

Frau Feller saß in dem weissen Zimmer und wartete auf Besüch-

„Sie war wie gewöhnlich mit einer Handarbeit beschäftigt und blühte ab und zu auf ihr Tischchen, das mit kleiner Puppe spielte. Das Kind sah seinem Vater sehr ähnlich; es hatte dieselben zarten Gesichtszüge und denselben schmalen Mund. Es war ein hübsches, gartles, ganz hell-blondes Geschöpf und entzüdend ge-leidet. Als Frau Feller ihre kleine Minnie betrachtete, seufzte sie leise auf. Sie war ja allein — wäre jemand zugegen gewesen, sie würde sich keiner solchen Schwäche hingegen haben.“

„Gerade wie ihr Vater,“ dachte Julia Feller, während die Hände fleißig fühlten. „Dart, schwach, un-belos. Ich wünschte, ich hätte einen ererbischen Mann geheiratet. Dann hätte ich wenigstens gesunde Kinder. Aber nein, es ist besser so. So bin ich meine eigene Herrin und die Wal-ter's obdenrein.“

Ihre Gedanken wurden unterbro-chen, denn in diesem Augenblick betrat Walter Feller das Zimmer. Er sah müde und abgepannt aus und war etwas nachlässig angezogen. Frau Feller, die stets elegant und label-los gefleidet ging, sah ihn mit ein-em fast an Betrachtung grenzenden Blick an.

„Ich erwarte Besuch,“ sagte sie in schneidendem Tone, „möglicherweise Du nicht ordentlich machen?“

„Ich will ja gar nicht hierbleiben“, verlegte Walter, gedankenlos zum Fenster hinaussehend.

„Um so besser,“ gab Julia eifrig zurück. „Eine zohme Hausfrau bist Du ja nicht. Ein Mann geht ent-weder spazieren oder treibt Sport oder er geht ins Geschäft!“

„Du läßt mich ja taum in die Ge-schäfte dreintreten,“ gab er achsel-zudend zurück.

„Wenn Du ein Mann wärest, wür-dest Du gar nicht erst um Erlaubnis fragen. Eins von uns beiden muß sich doch um das Geschäft be-stimmen. Und da Du es nicht tust, nehme ich die Last auf mich!“

Feller holte sich neben Minnie auf den Fußboden. „Es ist auch ganz angenehm, mit diesem hübschen, kleinen Kiebling hier zu spielen.“

„Ich glaube, Du bist manchmal nicht ganz bei Sinnen,“ bemerkte se-ne Frau mit einem Anflug von Be-sorgnis in der Stimme. „Warum fährst Du nicht mit Deiner Jackt re-gend wo hin?“

„Ich habe keine Lust dazu, Julia. Wann wird die Villa verkauft?“

„In einem Monat. Wir gehen dann nach der Schweiz.“

„Ich hasse die Schweiz!“

„Dann kannst Du ja anders wo-hin gehen“, entgegnete seine Frau läch-lend.

„Wogu wollen wir denn überhaupt fort? Es liegt doch keine Notwendig-keit dazu vor!“ warf Walter unwillig hin.

„Ich halte es für nötig“, verlegte Julia nachdrücklich. „Glaube mir, Walter, ich weiß, was gut für Dich ist. Laß mich nur bestimmen! Und bitte, stehe endlich auf, Laura kann jeden Augenblick kommen.“

Feller erhob sich widerwillig. „Ich habe vorhin geschlafen und bin trod-dem doch müde. Ich werde in den Klub und nachher ins Theater ge-hen.“

„Tue, was Dir beliebt, nur mich läßt in Ruhe“, erwiderte seine Frau kalt, „und mache nicht anderen Frau-en den Hof!“ fügte sie hinzu.

„Julia,“ sagte Walter, an der Tür zögernd, „hast Du mich wirklich so lieb, daß Du —“

„Vieher Walter“, unterbrach sie ihn, „jeder Mensch hat eine schwache Seite — die meine ist der Stolz. Ich habe Dich gern, sonst hätte ich Dich nicht geheiratet. So lange Du hübsch und tadellos angezogen bist und mir die Ererbteilung und Rück-sicht beweise, die ein Kavaliere seiner Frau schuldig, so lange belasse ich mich nicht. Wenn Du aber anderen Damen den Hof machst und mich dem Gespött der Leute preisgeben würdest — dann würde ich Dich nicht schonen!“

Walter lachte gezwungen. „Man möchte glauben, Du könntest mir den größten Schaden zufügen,“ sagte er und zuckte die Achseln.

Frau Feller blühte ihn groß und scharf an. „Es wäre schon möglich,“ gab sie zurück. „Also richtige Dich da-nach. Werleje meinen Stolz nicht! Wenn Du mich je vernachlässigt um einer Anderen —“

„Das brauchst Du nicht zu be-fürchten“, unterbrach Feller sie in ge-zerrtem Tone. „Ich schreibe Dir, daß ich Dich über alles liebe, Julia!“

„Das wird sich auch so gehören,“ sagte sie.

Bevor Walter Feller etwas erwidern konnte, klopfte es an die Tür und gleich darauf erschien ein Die-ner. Herr Feller schloß die Tür an ihm vorbei und verließ das Zimmer, während der Diener darauf wartete, von seiner Herrin angesprochen zu werden.

„Nun, was gibst?“ fragte diele. „Verzeihen gnädige Frau, die Kö-chin ist — ich verüßt geworden!“

antwortete der junge Mann.

(Fortsetzung folgt).